

dem saßen 27 Labour-Männer im Rittersaal. Zusammen mit den rund 300 Delegierten sozialistischen Glaubens. Strikte Parteitruue hatten nur die zu Hause gebliebenen SPD-isten bewiesen.

Nicht vertreten war dagegen die englische Konkurrenzgründung gegen Churchills Ausschuß, das „Komitee für die Vereinigten sozialistischen Staaten von Europa.“ Dies war einen Monat nach Churchills Aufruf im Februar 47 von Männern der Unabhängigen Labour-Partei gegründet worden. Sein Ziel: Europa-Bund einschließlich der gegenwärtig von der Sowjet-Union abhängigen Völker und gesamteuropäische Sozialisierung.

Die Labour-Partei ließ sich in ihrer Abneigung gegen Churchills Pläne auch nicht durch die Europa-Politik ihrer eigenen Regierung beirren. Deren neue Richtung verkündete Außenminister Bevin am 24. Januar 1948 vor dem Unterhaus. Ihr wichtigster Grundsatz: „Die Einheit Europas selbst ist überhaupt keine Streitfrage. Es geht heute nur darum, ob die Einheit Europas erreicht werden kann, ohne daß eine der großen Mächte die Vorherrschaft oder Kontrolle ausübt. Das ist das Problem, das wir zu lösen haben.“

Als sich Bevin öffentlich diese Ziele setzte, liefen die Verhandlungen bereits mit jener Staatengruppe, die in ihrem Bereich schon eine weitreichende wirtschaftliche Einigung vollzogen hatte, mit den Benelux-Staaten. Die Fäden wurden zugleich von Paris und von London aus gesponnen. Am 17. März konnte in Brüssel das englisch-französische Dünkirchen-Bündnis zum Fünfmächte-Westpakt erweitert werden.

Und wiederum genau einen Monat später unterzeichneten in Paris die 16 westeuropäischen Marshall-Staaten ihre Konvention. Das sind aber genau dieselben Länder, deren Vertreter jetzt im Haag ihre Paneuropa-Entschlüsse faßten. Von den sowjetisch-beherrschten Ostländern und von Spanien waren nur exilierte Zuschauer zugegen.

Diesen machtpolitischen Hintergrund erhellte im Haager Rittersaal wohl am deutlichsten Frankreichs sozialistischer Ex-

Ministerpräsident Paul Ramadier. Er nannte ganz offen die Minister, die den Brüsseler Vertrag und die Pariser Konvention unterzeichnet haben, „die wirklichen Gründer der europäischen Union“.

Fast die gleiche Erkenntnis hatte Churchill selbst schon früher ausgedrückt. Als er sich vor einigen Monaten von dem französischen Sozialistenführer Léon Blum angegriffen glaubte, schrieb er diesem einen Brief, in dem er ausdrücklich die Zustimmung des amerikanischen Außenministers zu seinen Europa-Plänen belegte.

Er schrieb: „In einer Pressekonferenz im vergangenen Juni hat General Marshall selbst erklärt, daß meine Züricher Rede und die Propaganda auf die Entwicklung seines Gedankens und auf seine Wirklichkeit um den Marshall-Plan selbst einen unmittelbaren Einfluß ausgeübt haben. Und dieser Plan ist der Boden, auf dem alle unsere Regierungen einig sind, und die Grundlage, auf der die Hoffnungen Europas ruhen.“

Von der holländischen Residenz aus machte Churchill einen Ausflug nach Amsterdam. Auf dem Marktplatz der alten Handelsmetropole begrüßte ihn ein Chor mit der eigens zu diesem Zweck gedichteten und vertonten Hymne: „Europa vereinige dich.“ Hier fühlte er sich, der alte Kriegsheld, ungebundener als im Haager Konferenzsaal. Hier ging er auch auf seine Weise auf den ideologischen Weltgegensatz ein, den die 900 Delegierten sonst so taktvoll umgangen hatten. Allerdings erwähnte Churchill den Kommunismus und die Sowjetunion mit keinem Wort. Aber sein treffsicherer Bildvergleich bedurfte auch so keiner Interpretation. Er sagte:

„Alle Extreme sind sich gleich, auch die Extreme der Tyrannei. Wenn jemand zum Beispiel plötzlich auf dem Nord- oder dem Südpol erwachen würde, so könnte er nicht sagen, auf welchem Pol er sich befindet. Auf beiden würde es bitter kalt sein, und die Winde würden blasen. Der einzige Unterschied wäre möglicherweise, daß auf dem einen mehr Pinguine und auf dem anderen mehr Polarbären zu finden sein würden.“

Das Spiel ist aus

Einaudi machte das Rennen

Als in Roms Montecitorio-Palast die 900 Abgeordneten des italienischen Parlaments und des Senats zum ersten Male in alphabetischer Reihenfolge an die hölzernen Urnen traten, um den neuen Staatspräsidenten der Republik zu wählen, waren die Zuschauertribünen dichtgepfropft. Auch in der Diplomatenloge fehlte kaum einer der in Rom akkreditierten ausländischen Würdenträger. Diplomaten und Gaffer standen treu und brav die drei Stunden währende, umständliche Prozedur des ersten Wahlganges durch.

Sie wurden durch die bei italienischen Parlamentssitzungen schon fast obligatorischen Zwischenfälle für ihre Ausdauer entschädigt. Gleich beim Betreten des großen Sitzungssaales gingen einige Christliche Demokraten und kommunistische Volksfrontler aufeinander los. „Ihr seid Russen“, brüllten die Demokraten in Christo. „Ihr seid Faschisten“ echoten die Togliatti-Jünger prompt zurück.

Den zweiten Tumult gab es, als ein monarchistischer Abgeordneter, der als erster seine Stimme abgeben sollte, seinen Stimmzettel zerriß und ausrief: „Ich enthalte mich der Stimme“. Die Monarchisten klatschten frenetisch Beifall, die Volksfrontler zischten, die Diplomaten staunten, und die Zuschauer freuten sich.

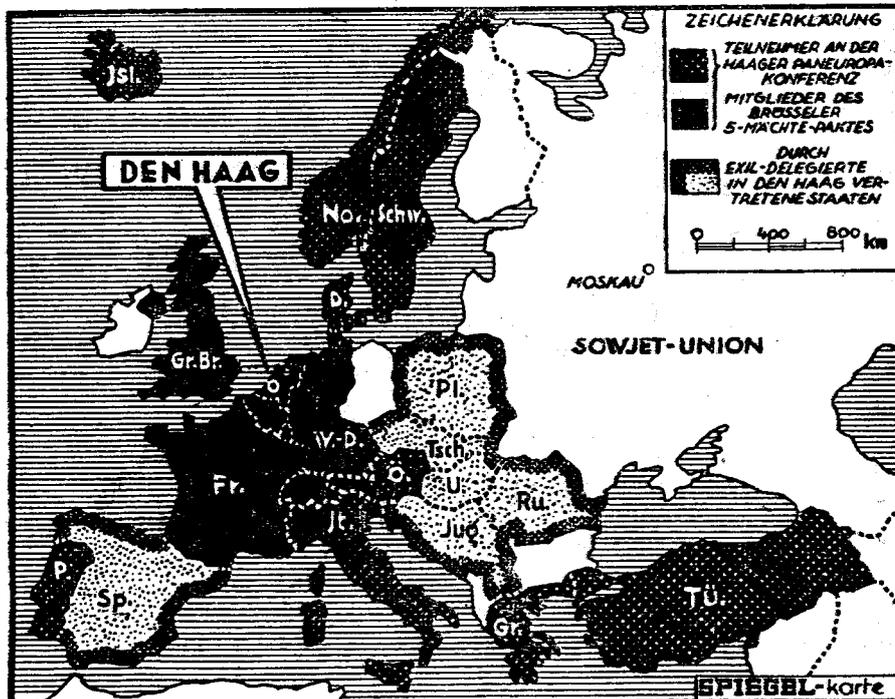
Aber dann ging doch alles seinen Gang. Als die ersten drei Wahlgänge keinem der Präsidentschaftskandidaten die, wie das italienische Gesetz es befiehlt, erforderliche Zweidrittelmehrheit beschert hatten und als die langwierige und langweilige Wahlprozedur nicht mehr durch muntere Zwischenfälle aufgelockert wurde, verlor das parlamentarische Spiel für die Zuschauer sichtlich an Interesse. Die Tribünenbänke wurden evakuiert.

Inzwischen hatten auch der Volksfrontunterstützte, bisherige provisorische Staatspräsident Italiens, Enrico De Nicola, und der von den Christlichen Demokraten lancierte Außenminister Graf Sforza, die in den ersten beiden Wahlgängen die meisten Stimmen buchten, ihre Kandidatur zurückgezogen. De Nicola, weil er sowieso seit langem amtsüde ist und hinfort nur noch seinen juristischen Studien in seiner Privatvilla am Golf von Neapel leben will, und Sforza, weil er nicht mit einer nur knappen Mehrheit zum Präsidenten gewählt werden wollte.

Als die 900 Parlamentarier und Senatoren innerhalb von zwei Tagen schließlich zum vierten und letzten Male im Gänsemarsch an die Wahlurne schritten, waren sie fast unter sich. Der von den Christlichen Demokraten nach Sforzas Verzicht als Kompromiß-Kandidat vorgeschlagene Wirtschaftsminister und stellvertretende Ministerpräsident im De Gasperi-Kabinett, Luigi Einaudi, machte das Rennen mit der für den letzten Wahlgang gesetzlich genehmigten einfachen Mehrheit. Der von den Kommunisten noch in letzter Minute aufs Tapet gebrachte 87jährige Vittorio Emanuele Orlando, der letzte Ueberlebende der „Großen Vier“ von Versailles, blieb im Hintertreffen.

Die Wahl Einaudis, den man von seinem Präsidentenglück fernmündlich unterrichtete, wurde von den Abgeordneten heftig beklatscht. Nur die Kommunisten schwiegen.

Sie haben für den 75jährigen Finanzwissenschaftler, der ein überzeugter Freihändler mit mannigfaltigen Auslandsverbindungen nach dem Westen ist und der dem privaten Unternehmertum an Stelle





Italiens Cripps
Stiller Präsident Luigi Einaudi

von Staatsbetrieben den Vorzug gibt, nichts übrig. Der einstige Professor für Wirtschaftswissenschaften an der Universität Turin, von Geburt Piemontese und damit ein Sohn der fortschrittlichen italienischen Industrielandschaft, ist zeit seines Lebens ein Vertreter des klassischen wirtschaftlichen Liberalismus gewesen.

Mit 50 Jahren hatte der zierliche, weißhaarige Professor noch den Lehrstuhl mit der journalistischen Praxis vertauscht und war bis 1935 der erste Mitarbeiter des Mailänder „Corriere della Sera“ gewesen, der „Frankfurter Zeitung“ Italiens. Parteipolitische Bindungen erschienen ihm immer zu eng. Er war kein Faschist, und seine Mitgliedschaft bei den Christlichen Demokraten im Jahre 1944 dauerte nur kurze Zeit.

Auch mit den Liberalen, denen er seinem wissenschaftlichen Standort nach am nächsten steht, hält er nur wenig Verbindung. Unter ihrem Banner segelt in Italien die Reaktion der süditalienischen Latifundienbesitzer. Mit ihnen hat der weltoffene Präsident der Bank von Italien nichts gemein.

Als De Gasperi nach seiner Wachablösung den Piemonteser vor fast genau einem Jahr an Stelle der kommunistischen Minister ins Kabinett holte und ihn mit der Bekämpfung der schleichenden Währungs-krise betraute, frohlockte man in den marmornen Börsenhallen des Landes. Die Linke tobte: Der Exponent der Trusts sei zum Diktator der italienischen Wirtschaft ernannt worden. In London und Washington titulierte man den Mann, der in kurzer Zeit dafür sorgte, daß der Dollar nur noch 621 Lire kostete, während er vorher auf 940 stand, bald als den „italienischen Cripps“.

Sechs Monate später kam es zum Mailänder Börsenkrach. Aber nicht nur die Kurszettel zeigten eine Tendenz nach unten. Auch über die Preistafeln der Metzgerläden, der Albergos, in denen der Landwein ausgeschenkt wird, der Stände für Olivenöl und Gemüse ging der Schwamm, und die Kreide verzeichnete die langersehnten niedrigen Ziffern.

Der kleine Professor hatte gute Arbeit geleistet. Mit einem radikalen Federstrich und ohne sich um das Gezeter von rechts und links zu kümmern, hatte er der Wirt-

schaft sämtliche Kredite gesperrt und zugleich die Steuerschraube nochmals mit einem hörbaren Ruck angezogen. Der Geldüberhang schmolz zusammen. Das geschah nicht ohne Schmerzen, aber die Operation gelang.

Seine Freunde schildern Einaudi als einen ruhigen Menschen und guten Familienvater, der nur ungern in die Öffentlichkeit geht. Ihrer Meinung nach wird es ein „stiller Präsident“ sein, der von nun ab im Quirinal, dem Palast der einstigen Königsfamilie, residiert. Einaudis politische Energie wird jedoch dafür sorgen, so hoffen seine Freunde wenigstens, daß er nicht zu einem dekorativen Greis herabsinken wird, dessen Hauptverdienst in seiner Ehrwürdigkeit zu sehen wäre.

Seltene Mischung

Von London mit Bedacht gewählt

Earl Mountbatten, Indiens letzter Vizekönig und seit dem 15. August 1947 der erste Generalgouverneur des freien Indiens, muß sich nach einer neuen Beschäftigung umsehen. Bis zum 21. Juni soll er seinen Regierungspalast in Neu-Delhi geräumt haben. An diesem Tage wird der Hindu Chakravarti Rajagopalachariar den Posten des Generalgouverneurs übernehmen und die Verwaltung Indiens damit endgültig in indische Hände übergehen. König Georg VI. von England hat die Ernennung des Mountbattenschen Nachfolgers bereits bestätigt.

Rajagopalachariar ist in Indien ein Begriff. Der gebeugte kahlköpfige, in weiße Tücher gehüllte Greis mit dem fast zahnlosen Mund, der dunklen Hornbrille und dem Krückstock ist in früheren Jahren Gegenstand unzähliger Karikaturen gewesen. Gandhis Doublé hat man den immer lächelnden, demnächst Siebzigjährigen genannt.

In der Tat prägt sich das Gandhi verblüffend ähnliche Bild dieses Inders besser ein als sein unaussprechlicher Name. Selbst seine Landsleute nennen den alten Mitkämpfer des Mahatma daher auch einfach Rajaji, wenn sie indisch sprechen, oder mit seinen Initialen C. R., wenn sie englisch sprechen.

Wie Gandhi begann der künftige Generalgouverneur als Rechtsanwalt. Er war dabei, als Gandhi nach dem ersten Weltkrieg seine Satyagraha-Bewegung des gewaltlosen Widerstandes begann, leitete jahrelang für Gandhi dessen jungindische Zeitung und gehörte, nachdem er schon 1921 Generalsekretär des Indischen Nationalkongresses geworden war, zwei Jahrzehnte lang zu den führenden und volkstümlichsten Führern der Kongreßpartei.

C. R. ist wie Indiens Ministerpräsident Jawaharlal Nehru ein Mitglied der Priesterkaste der Brahminen. Er entstammt einer Familie, deren Traditionsgebundenheit ihn in seiner Jugend nachhaltig beeinflusste. Noch im angehenden Mannesalter lehnte es der strenggläubige Brahmine einmal ab, im Eisenbahnabteil eine ihm angebotene Apfelsine zu nehmen, weil sie aus der Hand eines Unberührbaren kam.

Unter Gandhis Einfluß änderte sich das. Zusammen mit seinem Herrn und Meister vereinigte sich Rajaji in der Forderung nach Abschaffung überholter und schädlicher Züge des Kastenwesens. Als Innenminister und Ministerpräsident der Provinzialregierung von Madras in den Jahren 1937–39 trug er viel dazu bei, das Los der Unberührbaren zu lindern und tiefverwurzelte Vorurteile auszumerzen.

Aber nicht immer ging C. R. mit Gandhi konform. Obwohl er stets ein glühender Verfechter der Unabhängigkeit Indiens

war und obwohl er wegen seiner antibritischen Haltung über ein Jahr lang hinter Gefängnisgittern saß, widersetzte er sich 1942 dem Aufruf Gandhis, nicht mit den Engländern im Krieg zusammenzuarbeiten. Seine vermittelnde Haltung zwischen Hindus, Moslems und Briten wurde ihm von seinen Landsleuten ebenso übelgenommen wie seine Unterstützung der mohammedanischen Forderungen auf einen eigenen Staat.

Schon in den Jahren vor Kriegsausbruch hatte C. R. als Ministerpräsident von Madras die Generallinie der indischen Unabhängigkeitsbewegung scheinbar verlassen. Damals hatte er für nichts anderes Sinn als für seine persönliche Lieblingsidee, die Durchführung eines Alkoholverbotes. Trinkfrohe Ministerkollegen machten dem fanatischen Brahminen damals einen Strich durch die Rechnung.

Als dann im Frühjahr 1946 in seiner Heimat Madras die erste aus Volkswahlen hervorgegangene Regierung gebildet wurde, wurde C. R. als der Mann, der die radikale „Quit India“-Parole nicht mitgemacht hatte, abgelehnt. Aber in Neu-Delhi war er für die schwierige Uebergangszeit unentbehrlich, und man sah Gandhis Doublé bald wieder im Arbeitskomitee der Kongreßpartei und in der Uebergangsregierung. Schüsse auf seinen Wagen verfehlten ihn.

Am Stichtag der indischen Unabhängigkeit im August letzten Jahres wurde C. R. zum Gouverneur von Westbengalen ernannt. Pamela Mountbatten, die schöne Tochter seines Vorgängers, erschien auf dem ersten Empfang zu Ehren des neuen Gouverneurs. Jetzt ist der Doppelgänger, Mitkämpfer und zeitweilige Gegner Gandhis noch eine Stufe höher gerückt.

C. R.'s Lebensführung ähnelt in mancher Beziehung der seines Meisters Gandhi. Er ist, wie dieser, Vegetarier und lebt in spartanischer Einfachheit. Seine Tochter ist mit einem Sohne Gandhis verheiratet. Die Hochzeit einer Brahminentochter mit dem Sohne eines Mannes, der selbst nur der Kaste der „Vaisyas“ (Händler) angehörte, erregte seinerzeit in Indien ungeheures Aufsehen und trug auf ihre Weise zur Ueberwindung alter Vorurteile bei.

Von einem englischen Korrespondenten wurde C. R. einmal als die seltene Mischung eines Weltweisen, dessen Bücher



Gandhis Doublé
Chakravarti Rajagopalachariar = C. R.